

Isabelle Neulinger



MEINEN  
SOHN  
BEKOMMT  
IHR NIE

Flucht aus dem  
gelobten Land

NAGEL & KIMCHE

Dort wartet Esther, die Cousine meiner Mutter, schon seit Stunden auf mich. Zu dieser späten Uhrzeit ist das Sekretariat bereits geschlossen, so kann ich mich erst am nächsten Tag anmelden. Esther begleitet mich auf mein Zimmer im dritten Stock. Ich sehe, dass der Flur und die Tür mit bunten Luftballons und Willkommensbändern geschmückt sind: Esther und ihre zwei Töchter haben mir diesen Empfang bereitet. Vor Rührung muss ich weinen. Ich fühle mich etwas verloren, der Tag war lang, die Müdigkeit macht sich bemerkbar. Esther nimmt mich mit zu sich nach Hause und stellt mir ihren Mann und die Kinder vor. Nach dem Abendessen fährt sie mich zurück ins Heim, wo ich erschöpft aufs Bett sinke und, ohne von meiner Umgebung groß Notiz zu nehmen, sofort einschlafe.

Am nächsten Morgen stelle ich fest, dass die Frau von der Agency nicht gelogen hat: Der Standard hier ist tatsächlich einfach. Die Wohneinheit, die mir zugeteilt wurde, besteht aus zwei Zimmern, notdürftig möbliert mit einem schmalen Bett, einem Stuhl, einem Regal und einem kleinen Schreibtisch. Dazu kommen eine Duschkabine und eine Küche, in der ein Kühlschrank steht. Alles ist alt, abgenutzt und sehr schmutzig. Der Kühlschrank muss aus den fünfziger Jahren stammen, aber zumindest funktioniert er, wenn man es schafft, die Tür mithilfe eines Stuhls zu schließen. Nur ist es der einzige Stuhl, den ich habe...

Einige Wohnungen des Zentrums wurden renoviert, hieß es, nur gehört meine offensichtlich nicht dazu. Ich weiß nicht, wo anfangen, es fehlt am Allernötigsten. Vor allem brauche ich Putzmittel und Eimer, um gründlich saubermachen zu können, bevor ich beginne, mich hier einzurichten. Anstatt mir weiter den Kopf zu zerbrechen, nehme ich erst einmal eine Dusche. Das Wasser ist warm – was nicht immer der Fall sein wird –, und ganz in Gedanken versunken bemerke ich nicht, wie der Pegel immer höher steigt. Als ich die Kabine verlasse, stehe ich bis zu den Knöcheln im Wasser: Der Abfluss ist total verstopft. Die Koffer im Schlafzimmer schwimmen, und von der Tür über den Flur bis zur Treppe hat sich ein kleiner Fluss gebildet.

Selbstverständlich habe ich nichts, womit ich die Überschwemmung

beseitigen könnte. Mir dämmert, dass ich den Aufenthalt hier sportlich nehmen muss. Einige meiner Sachen sind nicht mehr zu retten, doch wenigstens sind die Papiere noch heil. So gut es geht, breite ich alles um mich herum zum Trocknen aus und gehe dann runter zum Empfang, um Hilfe zu holen. Ich platze ins Sekretariat, und statt eines Grußworts verkünde ich, dass meine Dusche alles unter Wasser gesetzt habe. Unbeeindruckt heißt mich die Sekretärin willkommen. Die Probleme mit den Wasserleitungen seien ihnen bekannt, doch dies sei kein Grund zur Panik, es gebe ja Gaston. Gaston ist der Mann für alles, Klempner, Elektriker und Bastlergenie in einem. Und vor allem ist er so überlastet, dass ihn die Bewohner «Machar» nennen, was auf Hebräisch «morgen» bedeutet. Es werden zehn Tage vergehen, bis Machar meine Dusche repariert haben wird.

Alleinstehende wohnen hier im Haus mit anderen zusammen. Auch ich muss meinen Behelfspalast mit einer mir unbekanntem Frau teilen, die noch nicht eingetroffen ist.

Unterdessen erkunde ich die Umgebung. Das Eingliederungszentrum ist ein großer Betonkomplex, bestehend aus mehreren Gebäuden, die um einen zentralen Bau angeordnet und durch Innenhöfe und Rasenflächen miteinander verbunden sind. In den einzelnen Gebäuden sind die Wohneinheiten, Unterrichtszimmer und Gemeinschaftsräume untergebracht. Auf der rechten Seite des Haupteingangs befinden sich ein Foyer mit Sitzgelegenheiten, das Sekretariat und ein PC-Raum, in dem drei Computerdinosaurier ihr Dasein fristen. Immerhin hat man hier die Chance, mit anderen Bewohnern ins Gespräch zu kommen. Auf der linken Seite sind die Waschküche, wo immer Hochbetrieb herrscht, eine Synagoge und ein Vortragsraum, in dem auch Feste gefeiert werden.

Über Eintönigkeit kann ich mich nicht beklagen. Die Hausbewohner kommen von überall her, aus Frankreich, England, den Vereinigten Staaten, Kanada, Australien, Südafrika, Argentinien und Kolumbien, darunter Junge, Rentner, Alleinstehende, Paare, Familien. Die Gründe, die uns hierhergeführt haben, mögen ganz unterschiedlicher Art sein: persönlich, ideologisch, wirtschaftlich, religiös oder politisch; ein jeder

bringt sein Bündel mit, seine eigene Kultur. Doch sind wir alle ähnlich hilflos angesichts der gewaltigen Aufgabe, die uns hier erwartet: bei null anfangen, einen Neubeginn wagen.

Meine Eltern hatten die Weitsichtigkeit, uns Kindern verschiedene Sprachen beizubringen, für mich das kostbarste Geschenk überhaupt. Neben Flämisch, das wir in der Schule lernen mussten, spreche ich fließend Französisch, Englisch und Spanisch, und ich verstehe Jiddisch. So kann ich mich mit den meisten Bewohnern des Zentrums unterhalten. Ich schließe Freundschaft mit Jacobo, der kurz vor mir eingetroffen ist. Er kommt aus Kolumbien, ist Ingenieur und kann sich mit seinem ganz besonderen und unerschütterlichem Humor auch mal selbst auf den Arm nehmen. Mit anderen Einwanderern aus Südamerika gehen wir im Park picknicken oder veranstalten Grillpartys, teilen Freud und Leid, tauschen die für uns in der Fremde lebenswichtigen Informationen aus und haben viel Spaß.

## ***Kafka ist Israeli***

Bevor ich von einer Immigrantin zu einer vollständig integrierten Israelin werde, muss ich die gefürchtete israelische Bürokratie durchlaufen, deren Ruf bis weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt ist. Sie «tyrannisch» und «willkürlich» zu nennen, ist keine Übertreibung – wohl eine späte Hinterlassenschaft der sozialistischen Ausrichtung während der Staatsgründung. Rasch begreife ich, dass Geduld hier nicht fehl am Platz ist. Ein ausgeprägter Sinn für Humor ebenso wenig.

Da der Hebräischunterricht für uns Neue noch nicht begonnen hat, möchte ich die freie Zeit nutzen, um die administrativen Formalitäten rasch hinter mich zu bringen.

Laut staatlicher Verordnung besteht der erste Schritt darin, sich seine Gasmasken abzuholen. Danach muss ich ein Bankkonto eröffnen, mir einen Identitätsausweis ausstellen lassen und mir eine Sozial- und Krankenversicherung zulegen. Die Gasmasken sind schnell besorgt. Mit meinem Immigrantenausweis gehe ich zur entsprechenden Ausgabestelle und bin sogleich Besitzerin eines brandneuen Notfallsets, das mich im Kriegsfall vor atomaren, chemischen und biologischen Waffen schützt. Neben der Gasmasken enthält das Set Wasser und eine Atropinspritze, die als Gegengift eingesetzt wird. Zwar bezweifle ich, dass mir damit bei einem Scud-Raketenangriff geholfen wäre, aber ich schiebe die Zweifel beiseite und gehe zum nächsten Punkt über. Nun wird es schon komplizierter. Um meine Rechte als Immigrantin geltend zu machen, muss ich Inhaberin eines Bankkontos sein, um ein Bankkonto zu eröffnen, brauche ich einen Identitätsausweis, und um mich bei einer Krankenkasse anzumelden, muss ich einen Identitätsausweis und ein Bankkonto vorweisen können.

Ich benötige volle zehn Tage, um ein Bankkonto zu eröffnen, mindestens zehn Gänge zur hiesigen Bank und ungefähr achtzehn Anrufe bei meiner Schweizer Bank. Erschrocken stelle ich fest, dass

hier nahezu alle auf Kredit leben und ein überzogenes Konto nicht nur normal ist, sondern von den im gnadenlosen Konkurrenzkampf stehenden Banken geradezu gefördert wird. Man wählt die Bank aus, die einem den besten Zinssatz bietet... auf das Kontodefizit, das normalerweise zwischen einem und anderthalb Monatsgehältern beträgt. Zuerst wird gekauft und erst dann überlegt, woher man das Geld dafür eigentlich nimmt.

Ich entschlief mich, mir ein Handy zuzulegen, um so die weiteren Schritte besser in Angriff nehmen zu können und nicht vor der einzigen dauerbelagerten Telefonzelle des Zentrums Schlange stehen zu müssen. Doch wieder dasselbe Spiel: Möchte man ein Telefon kaufen, muss man einen Vertrag mit einem Telefonanbieter vorlegen, um einen Vertrag mit einem Anbieter abzuschließen, braucht man eine israelische Kreditkarte, um an eine Kreditkarte zu kommen, muss man über ein Bankkonto verfügen, doch um ein Bankkonto zu eröffnen, braucht man einen Identitätsausweis. Nach wenigen Tagen dieses bürokratischen Spießrutenlaufs stehe ich kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Ich überlege mir ernsthaft, den nächsten Flieger zurück nach Genf zu nehmen. Würden die Integrationsämter es darauf anlegen, die Einwanderer zu vergraulen, sie könnten es nicht besser machen.

Auch die Beamten in den Ministerien und Regierungsbehörden sind alles andere als liebenswürdig und können in der Regel weder Englisch noch Französisch, sondern reden hartnäckig entweder auf Hebräisch oder, meiner blonden Haare wegen, auf Russisch auf mich ein. Während der siebziger Jahre und nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion kamen nämlich viele Russen ins Land. Das würde auch erklären, weshalb ich mir wie in einem Dokumentarfilm über den Kalten Krieg oder wie das Opfer einer Kaderverschwörung in der ehemaligen Sowjetunion vorkomme, sobald ich eine Amtsstube betrete.

Am Telefon habe ich nicht mehr Glück. Die öffentlichen Verwaltungen sind ausschließlich über Anrufbeantworter erreichbar, und die sind entweder auf Hebräisch, Russisch oder Arabisch besprochen, was für jemanden, der keine dieser Sprachen beherrscht, keine große Hilfe ist.